

Charlotte Link
Sechs Jahre: Der Abschied von meiner Schwester
EUR 19,99
Gebundene Ausgabe: 320 Seiten
Verlag: Blanvalet Verlag (1. September 2014)
ISBN-10: 3764505214
ISBN-13: 978-3764505219



Die Geschichte: Die Autorin berichtet vom Leiden und Sterben ihrer um wenige Jahre jüngeren Schwester. Diese erkrankte mit 23 Jahren am Morbus Hodgkin, einer bösartigen Entartung des Lymphsystems, die unbehandelt zum Tod führt. Die Erkrankung wurde spät erkannt, erstes Beispiel eines glatten Versagens der professionellen Versorgung, eigentlich schwer verständlich. Ein Kunstfehler.

Sachgerecht behandelt besteht beim M. Hodgkin eine hohe Heilungschance, und dementsprechend wurde die junge Frau mit Chemotherapie und Bestrahlung behandelt – mit Erfolg. Sie schien geheilt und führte ein normales Leben. Sie wurde sogar – entgegen allen Prognosen – schwanger und hatte gesunde Kinder.

Nach etwa 20 Jahren stellte sich allerdings als Spätfolge der aggressiven Behandlung ein Darmkrebs ein, der bei seiner Erstdiagnose bereits in die Lunge metastasiert war. Eine unrettbare Situation – normalerweise. Nach einer wenig erfolgreichen erneuten Chemotherapie wird erst der Darmtumor – kontinenserhaltend – operiert, dann werden die Lungenmetastasen entfernt. Wider alles Erwarten übersteht die Patientin die Therapie und die sehr belastenden Eingriffe und scheint geheilt.

Dann allerdings holt sie das Schicksal doch ein: Als weitere Spätfolge der Therapien stellt sich eine fortschreitende Lungenfibrose ein, an der die Patientin letztlich verstirbt. Eine fortschreitende Lungenfibrose führt unbarmherzig zum Lungenversagen und ist durch zunehmende Atemnot und Schwäche gekennzeichnet – ein bitterer Weg für den unheilbar Kranken. Eine Lungentransplantation – die Schwester wäre zu einer Lebendspende bereit gewesen – ist wegen der erforderlichen Immunsuppression nicht möglich.

Es gibt einige ungewöhnliche Aspekte bei diesem Bericht, die ihn unbedingt lesenswert machen.

- *Der deutsche Medizinbetrieb.* Die Welt der medizinischen Versorgung, ambulant sowie stationär, stellt sich als qualitativ hochgradig gemischt dar, insbesondere die Ärzteschaft. Neben fürsorglichen Milieus fand sich – eher überwiegend – eine unpersönliche und kalte Atmosphäre, insbesondere die Neigung, sich um nichts zu kümmern, was nicht unmittelbar zur Aufgabe der betreffenden Abteilung gehört. Fluch der Aufgabenteilung und der Spezialisierung, aber auch der Kommerzialisierung und Arbeitsbelastung.
- *Aufklärung – die „Wahrheit am Krankenbett“.* Nachdem es bis in die Nachkriegszeit üblich war, bei schlechter Prognose den Patienten zu belügen, ist es seit den 70ern üblich geworden, dem Patienten die Fakten unverblümt mitzuteilen, ihm „die Wahrheit“ zu sagen. Was man nicht gelernt hat: Sich in die Situation des Kranken zu versetzen und die nötige Empathie zu zeigen, ihm zu verdeutlichen, dass man ihn nicht fallen lässt. Und: Auch die Begrenztheit des eigenen Urteils zu erkennen. Prognosen sind immer unsicher, auch das Seltene geschieht, und das Prinzip

Hoffnung kann und soll auch am Lebensende erhalten bleiben. Die Kommunikationsunfähigkeit von Ärzten ist schon viel beklagt worden, eine flächendeckende und systematische Abhilfe ist bis heute nicht in Sicht.

- *Homoeopathie*. Einer der wenigen Ärzte, der sich fürsorglich, empathisch und kompetent um das Wohl der Kranken bemühte, der erreichbar war und die Angehörigen nicht als lästiges Beiwerk empfand, war ein niedergelassener Allgemeinarzt und Homoeopath. Dabei ein Arzt, der seine Verfahren nicht dogmatisch eng anwendet, sondern individuell zugemessen schulmäßige *und* alternative Methoden parallel benutzt. Bei der Bewertung alternativer Methoden wird die Lebenswirklichkeit häufig ausgeblendet.
- *Scharlatane*. Typischerweise greifen Kranke mit zum Tode führenden Erkrankungen zu jedem Strohalm, der Rettung verspricht, und sind damit Opfer von zahllosen unseriösen Anbietern und Scharlatanen, die mit obskuren Methoden Geld machen. Hier war es ein Doktor, der eine Hyperthermie-Behandlung anbietet, dessen Geldgier und auch Inkompetenz allerdings so offensichtlich waren, dass die Kranke die Behandlung nach kurzer Zeit abbrach. – Es gibt kaum einen Krebskranken, der nicht etliche Tausender an den einen oder anderen Wunderheiler verschwendet.
- *Palliativversorgung*. Das Stichwort „palliativ“ kommt, soweit ich sehe, nur einmal im Text vor, und das in abwertendem Sinne: „Sie gehört doch auf die Palliativstation“ – gemeint: Da ist doch nichts mehr zu holen. Das ist leider eine völlige Verkennung des palliativen Anliegens. Die palliative Idee gehört grade in die allgemeine medizinische Versorgung hinein, um genau die Defizite zu beheben, die die Autorin beklagt, nämlich das Interesse für den Kranken selbst zu wecken, für seine Befindlichkeit, seine Lebensqualität, seine nächsten Angehörigen. Natürlich überdauert das palliative Anliegen die auf Heilung zielenden Angebote, das heißt aber nicht, dass beides sich ausschließt, im Gegenteil. Das hat offenbar kaum einer der versorgenden Einrichtungen und natürlich weder die Patientin noch ihre Angehörigen verstanden. Man hätte der Kranken sicher ihre letzte Lebensphase bei kompetenter palliativer Versorgung erleichtern können.
- *Spiritualität*. Der Bedrohung durch Krebs und schließlich Lungenfibrose fühlten sich Patientin und Familie immer wieder hoffnungslos ausgeliefert. Die Empfehlung einer freundlichen Reha-Mitarbeiterin, den „Tumor zu umarmen“, d. h. als zu sich selbst gehörig zu verstehen, wurde von der Kranken als Zumutung empfunden und mit den Worten zurückgewiesen, der Tumor sei doch „ihr Todfeind“. Das Gefühl der Machtlosigkeit empfand die Autorin insbesondere gegenüber der Ärzteschaft, die als Türhüter des Überlebens gesehen wurde. Erst das Gespräch mit einem Pfarrer führt sie zu der Erkenntnis, dass nicht die Ärzteschaft, sondern Gott über Leben und Tod entscheidet, ein Gespräch, für das sie „zutiefst dankbar“ war. Diese Familie war fixiert auf das physische Überleben, und der Verlust der körperlichen Möglichkeiten machte sie hilflos. Borasio erzählt von einem Kranken, der kurze Zeit vor seinem Tode seinem Arzt sagen konnte, er sei „geheilt“. Ein schlagender Hinweis auf die Kraft spiritueller Bewältigung.

Charlotte Link setzt ihrer geliebten Schwester, mit der sie ein nahezu symbiotisch tiefes Verhältnis verband, ein literarisches Denkmal. Als solches sollte man es auf sich wirken lassen: Ein Grabstein für eine junge, strahlend schöne und intensiv dem Leben zugewandte Frau, die nicht nur ihrer Familie viel bedeutet hat.